

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Die kleine Gräfin.

Erzählung von C. E. Wernersdorf.
(Nachdruck verboten.)

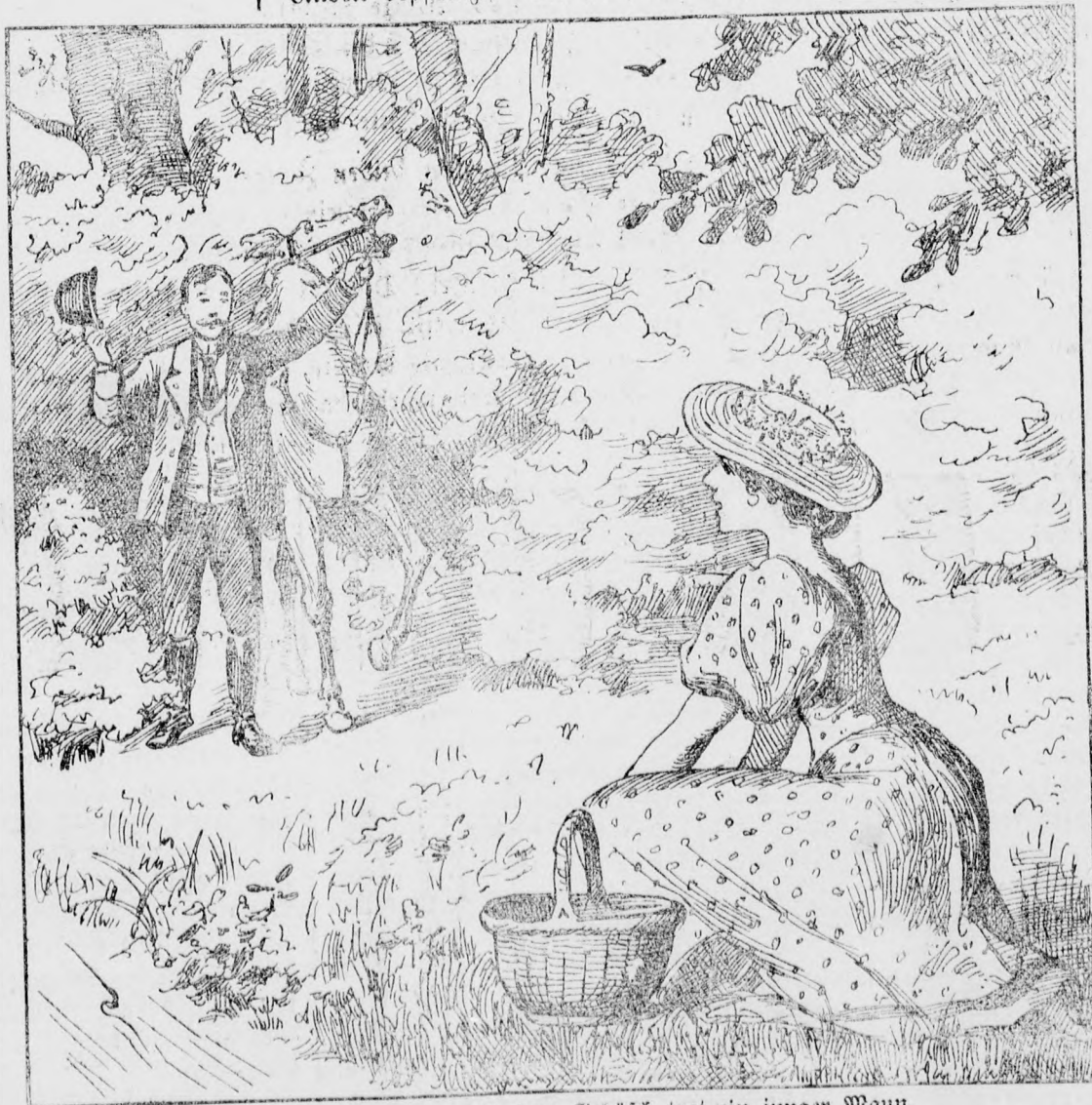
1.
In dem herrlichen Thüringer Lande liegt in einem weiten, von bewaldeten Höhen umsäumten Thale das große und reiche Dorf Dünow. Stattliche Bauernhöfe mit schmucken Gebäuden zeugen von der Wohlhabenheit, die in dem Orte herrscht und die am Ende des Dorfes gelegenen kleineren Anwesen mit ihren sorgsam gepflegten Obst- und Gemüsegärten, ihren bunt angestrichenen Bienenhäusern und den reich bevölkerten Geflügelhöfen erhöhen nur noch den günstigen Eindruck, den der Fremde unwillkürlich bekommt, wenn er seine Schritte in dieses Thal lenkt. Ein rühriges und arbeitsames Völkchen muß hier wohnen, das die ererbte Scholle wohl zu verwerthen und Fleiß mit Intelligenz trefflich zu paaren weiß.

Am mittleren Theil des Dorfes, jedoch abwärts von demselben, erhebt sich die der Größe des Dorfes angemessene Kirche, deren schlanker Turm schon von weitem sichtbar ist. Unmittelbar neben der Kirche

liegt das schloßähnlich gebaute Pfarrhaus, und diesem gegenüber die Schule. Der auf diese Weise von den drei Gebäuden gebildete große Platz läuft an seiner vierten Seite in eine breite mit uralten Linden bepflanzte Allee aus, die nach dem

Park und zum Schloß Dünow führt. Verfolgt man den ersteren, den Seitenweg so gelangt man nach wenigen Minuten auf den Gutshof, der an Größe allerdings sämtliche Bauernhöfe des Dorfes weit überragt, sich aber sonst in einer auffallen-

den und zwar durchaus nicht vortheilhaften Weise von ihnen unterscheidet. Von stattlichen Viehställen, großen massiven Scheunen und Getreideböden ist hier nichts zu sehen, denn mit seinen Fachwerkgebäuden, die zum Theil noch mit Stroh bedeckt sind, macht der Hof fast einen ärmlichen Eindruck. Der Nichtfachmann würde aus diesem Umstande sofort einen sehr ungünstigen Schluß auf den derzeitigen Besitzer des Gutes ziehen, während andererseits jeden Landwirth die Ordnung und Sauberkeit, die auf dem Hofe herrscht und die in grellem Widerspruch zu den anscheinend baufälligen Gebäulichkeiten steht, wohlthuend berühren müßte. Das ganze Aussehen des Hofes macht den Eindruck, daß ein fleißiger und



Die kleine Gräfin. Aus dem Gebüsch trat ein junger Mann.

Schloß und dem Herrschaftshause von Dünow führt.

An ihrem unteren Ende theilt sich die Allee, indem die seitwärts nach links abbiegende Strecke nach dem Gutshofe, dem Dominium, der Hauptweg aber in den

umsichtigen Landwirth auf dem Gute haltet und waltet, dem aber augenscheinlich die Baarmittel fehlen, alles so einzurichten, wie er gerne möchte.

Und so ist es auch.

Freiherr Kurt von Dünow hatte vor

drei Jahren das ansehnliche, d. h. seiner Größe nach ansehnliche Gut von seinem Onkel Konrad von Dünow geerbt, nachdem er bis dahin in einem märkischen Kavallerie-Regiment als Offizier gestanden. Der Onkel hatte sich wenig oder gar nicht um die Bewirtschaftung gekümmert, und alles seinen oft recht gewissenlosen Verwaltern überlassen und die Folge davon war, daß die Erträge des Gutes von Jahr zu Jahr zurückgingen und sich in gleicher Weise die Schulden immer mehr häuften, da der alte Baron sein ziemlich luxuriöses Leben nicht nur nicht einschränken, sondern im Gegentheil, wie er sich ausdrückte, den Rest seiner Tage so angenehm wie möglich verbringen wollte. Daß die „Annehmlichkeiten“, auf die er durchaus nicht glaubte verzichten zu können, recht kostspielig waren und sein Familiengut schwer belasteten, das kümmerte den alten Herrn nicht; war er doch von jeher ein schlechter Rechenmeister gewesen, der nur für das „Heute“ lebte und dem das „Morgen“ keine Sorge machte.

So hätte es denn recht leicht dahin kommen können, daß der „lustige Baron“, wie er im Dorfe genannt wurde, noch in seinen alten Tagen aus seinem Stammgut, das schon viele Hunderte von Jahren in der Familie der von Dünow sich vererbt hatte, durch seine Gläubiger verdrängt worden wäre, wenn nicht schließlich das Schicksal doch ein Einsehen gehabt und den alten Herrn noch zur rechten Zeit abberufen hätte, ehe es zum Neuzerster kam. Das war, wie gesagt, vor drei Jahren geschehen und seit dieser Zeit war Baron Kurt, der sofort den Militärdienst quittiert hatte, Besitzer von Dünow.

2.

Der herrliche Park von Dünow, der sich von dem das Schloß umgebenden Garten an bis zu dem gleichfalls der Gutsherrschaft gehörenden Walde hinzog, würde mit seinen verwilderten Anlagen, den grasüberwucherten Wegen und den vom Zahn der Zeit schon recht sehr mitgenommenen Sandsteinfiguren ein Schrecken für jeden modernen Landschaftsgärtner gewesen sein. Der alte Besitzer hatte sich um den Park gar nicht gekümmert und der neue brauchte sein bißchen Geld für viel nothwendigere Dinge als die Instandhaltung des Parkes, der ihm nur wenig brachte. Nur im Herbst gelangte auch dieser Theil des umfangreichen Gutes zu seinem Rechte, wenn es galt, die vollbesetzten Teiche und Weiher ihres werthvollen Inhaltes an Fischen zu berauben und diese möglichst schnell in klingende Münze umzusetzen. Wenn Baron Kurt auch sonst durchaus keine Veranlassung hatte, sich mit der Wirtschaftsweise seines Onkels und Vorbesizers zufrieden zu erklären, in dieser Hinsicht, was die Teiche betraf, da war er dem Onkel jetzt noch dankbar für seine sorglose Wirtschaft, denn damals hatte Niemand daran gedacht, aus den Teichen und Wasserläufen des Waldes und des Parkes Nutzen zu ziehen, — höchstens, daß hin und wieder ein Karpfen oder eine Schlei zur Tafel geholt wurde,

da aber Baron Konrad kein großer Freund von Fischen war, kam auch dies nur selten vor —, und so hatten sich die anfangs gewiß recht schwach besetzten Teiche im Laufe der Jahre reich mit Fischen bevölkert, so daß der neue Besitzer schon bald nach der Uebernahme des Gutes eine so beträchtliche Summe aus dem Ertrage der Fischerei zu ziehen vermochte, daß er durch dieselbe für die nächsten Monate dem größten Kummer um Beschaffung von Geldmitteln für die nothwendigsten wirtschaftlichen Ausgaben überhoben war. Ohne diese unerwartete Hilfe wäre es ihm wohl kaum möglich gewesen, sich den Besitz des Gutes zu sichern.

Die Kosten für die Verpflegung der Teiche, das war aber auch das Einzige, was Baron Kurt auf den Park verwendete; alles andere mochte wachsen und wuchern, wie es wollte. Weit entfernt aber, daß dadurch die Schönheit des Parkes beeinträchtigt worden wäre, gewann derselbe nur dadurch; die theils künstlichen, theils natürlichen, von dichtem Gestrüpp überwucherten Felspartien, die vielen Wasserfälle mit ihrem reichen Schmuck an Farrenkraut, die bemooften Steinfiguren, alles das wirkte mit seiner wilden Romantik für jeden, der nur einigermaßen Sinn für Naturschönheiten hatte, weit eher anziehend als abstoßend und daher kam es auch, daß nicht nur der Pastor und Lehrer des Orts mit ihren Familien, sondern auch die andern Dorfbewohner oft und gern in freien Stunden in dem Park sich ergingen, was ihnen von dem Besitzer bereitwilligst gestattet worden.

Der Frühling mit seiner überwältigenden Pracht war eben ins Land gezogen, auf Bäumen und Sträuchern grünte und blühte es, die aus dem fernen Süden heimgekehrten gefiederten Sängler ließen ihre herrlichen Lieder ertönen und über Wald und Flur lag der belebende Frühlingshauch, der auch in jedem Menschenherzen neue Hoffnungen und neue Wünsche erweckt.

Auch der Park von Dünow hatte sich mit frischem Grün bekleidet, in den Zweigen der Bäume zirpte und musizierte die beflügelte Sängerschaar und überall sproßte junges frisches Leben hervor.

In dem Forellenbache, der sich in zahllosen Windungen bald durch grüne Wiesen, bald durch dunklen Buchenhain schlängelt, kniete eine zarte Mädchengestalt; ein einfaches, aber mit einer gewissen Eleganz gearbeitetes Kattunkleid schmiegt sich eng an die jugendlich-schwellenden Formen des Mädchens an, dessen Gesicht von einem breiten Strohhut beschattet wird. Ein lustiger Fink, der auf einem Aste dicht über der Dame sein zärtliches Liebeslied hinausschmettert, läßt sie aufblicken und setzt uns dadurch in die angenehme Lage, die eigenartige Schönheit des jungen Mädchens bewundern zu können. Das feingeschnittene zarte Gesicht ist von einer Fülle lichtblonden Haares umgeben, das einen merkwürdigen, aber recht anziehenden Kontrast bildet zu den dunklen Augen,

die von ebensolchen Wimpern und Brauen beschattet werden. Die herausgestreiften Ärmel des Kleides lassen einen Arm sehen, dessen kräftige Rundung ebenso wie die etwas gebräunten Hände darauf schließen lassen, daß die junge Dame ihre Tage nicht bloß am Klavier oder am Stickrahmen verbringt, sondern daß sie auch fleißig mit Hand anzulegen weiß in Haus und Garten.

Pöblich schweigt der Fink; ist auch er überrascht von der Schönheit des Mädchens oder mittelt er Gefahr? Er regt die Schwingen und flattert fort. Das Mädchen wird aufmerksam und begegnet bei ihrem Ausschauen einem Augenpaar, das aus einem dichten Gebüsch starr auf sie gerichtet ist. Purpurröthe übergleißt Wangen und Hals des lieblichen Mädchens und läßt es dadurch nur noch schöner erscheinen, aus dem Gebüsch aber tritt, ein Pferd am Zügel führend, ein junger Mann, der durch sein gebräuntes Gesicht und seinen Anzug auf den ersten Blick den Landmann erkennen ließ.

„So hat mich der Fink doch verrathen, Fräulein Alma, ich glaubte schon gewonnen Spiel zu haben, nachdem es mir gelungen war, mich mit meinem treuen Pascha über den Grasboden, der jeden Schritt dämpft, bis hierher heranzuschleichen. Aber der lose Fink verrieth mich und mit meinem Laufscheposten war es vorbei.“

„Das war auch sehr recht von dem Fink; denn es ist gar nicht hübsch von Ihnen, Herr Baron, daß Sie — — —“

„Nun was? Was ist nicht hübsch von mir?“

„Daß Sie — — daß Sie so in den Gebüsch umherstreifen, um junge Mädchen zu belauschen,“ erwiderte die junge Dame, scheinbar ein wenig schmolend.

„Ja, kann ich denn etwa dafür, wenn mich Ihre — — wenn mich Ihr Korb neugierig machte, was Sie hier treiben? Was machen Sie denn eigentlich hier?“

„So, so, also mein Korb hat sie neugierig gemacht? Nun, hier ist er, befrüedigen Sie doch Ihre Neugierde, sehen Sie, was darin ist. Hier, hier, nehmen Sie doch den Korb, Herr Baron!“ rief das Mädchen pikirt.

„Sie geben mir einen Korb, Fräulein Alma?“

„Nun ja, warum sollte ich Ihnen denn den Korb nicht geben, damit Sie sehen können, daß ich nur etwas Brunnenkresse für Papa gepflückt habe?“

„Ich nehme aber grundsätzlich keinen Korb von jungen Damen an, Fräulein Alma.“

„Ach, jetzt verstehe ich erst, was Sie meinen, Herr Baron; nun, den Korb können Sie ruhig nehmen, an dem werden Sie nicht zu tragen haben, es ist nicht viel darin!“

„Eigentlich sollte ich nun den Korb sammt seiner schönen Besitzerin beschlagnahmen und ins Amtshaus sperren wegen schweren Feld und Waldfrevels.“

„Den Korb?“

„Nein, die Besitzerin.“

„Bei Wasser und Brod natürlich?“

an "Gewiß, bei Wasser und Brod und an Händen und Füßen gefesselt!"

"Huh, sind Sie ein strenger Amtsvorsteher; es ist nur gut, daß ich es weiß. Ich werde mich in Zukunft vor Ihnen in Acht nehmen. Jetzt aber kommen Sie her und helfen Sie mir ein wenig bei der Arbeit, denn ich habe bei Ihrer Korbgeschichte schon zu viel Zeit versäumt und ich muß mit einem vollen Korbe nach Hause kommen."

"O, mit dem größten Vergnügen helfe ich Ihnen. Gedulden Sie sich nur einen einzigen Augenblick, ich will nur erst meinen Pascha an den Baum binden, damit er mir nicht davon läuft! So, da bin ich! Nun zeigen Sie mir, was ich zu thun habe, ich verspreche ein gelehriger Schüler zu sein."

"Also kommen Sie her; sehen Sie, das nennt man Brunnenkresse."

"So, das ist also Brunnenkresse?"

"Sie sehen wohl heute sehr schlecht? Warum beugen Sie sich denn so nahe herunter? — Werden Sie wohl die Hand loslassen? Wollen Sie denn die Brunnenkresse küssen?"

"Nein, aber die Hand, die sie hält."

"Ach seien Sie doch vernünftig, helfen Sie mir lieber. Mama wartet auf mich und wenn ich zu lange ausbleibe, bekomme ich Schelte."

"Na, na, es wird so schlimm nicht sein, doch wenn Sie mir erlauben, heute Abend noch ein Stündchen zu ihnen kommen zu dürfen, um mit Ihnen vierhändig zu spielen, dann — —"

"Ein halbes Stündchen werde ich Ihnen bewilligen, aber mehr nicht, jetzt aber beeilen Sie sich."

Nach wenigen Minuten war der Korb gefüllt, das Mädchen nahm ihn schnell auf und ehe es sich der junge Mann versah, war es über den Weg gesprungen und enteilte. Aus sicherer Entfernung rief sie ihm dann noch zu:

"Heute Abend auf Wiedersehen, Baron Kurt."

Verblüfft schaute der junge Mann ihr nach, schwenkte aber dann seinen Hut zum Abschied und kehrte zu seinem ungeduldig scharrenden Pferde zurück.

Baron von Dünow, denn er war es, war eine durchaus elegante Erscheinung, wenn auch sein Gesicht nichts weniger als schön zu nennen war. Seine Haltung, sein Auftreten ließen unschwer den ehemaligen Offizier erkennen und er mußte jedenfalls in Uniform gar keine üble Figur gespielt haben, denn das zweierlei Tuch hat ja den Vorzug, seinen Träger zu verschönen, wenigstens in den Augen der Damen. Jetzt in der bürgerlichen Kleidung trat aber sein unschönes Gesicht, das rothe Kopshaar und der gleichfarbige Schnurrbart noch mehr hervor; blaßblaue Augen und eine Anzahl Sommersprossen waren auch nicht geeignet, die anderen Schönheitsfehler zu verdecken. Und doch über sah man alles dies wegen des biederen offenen Wesens des jungen Mannes und wegen des unverkennbaren Ausdrucks von Herzensgüte, der auf seinem Gesicht aus-

geprägt war. Ueberall hatte man ihn gern gehabt und so war auch hier Baron Dünow schnell beliebt geworden und hatte sich die allgemeine Achtung zu erringen gemußt. Von dem tollen Treiben, das zu Zeiten seines Onkels auf Schloß Dünow geherrscht hatte, war jetzt keine Rede mehr, ohne geizig zu sein, hielt Baron Kurt seine Gelder zusammen, um das wieder gut zu machen, was sein Onkel an dem Familienbesitzthum verschuldet. —

3.

Im Schulhause zu Dünow waltete als Schulmonarch schon seit länger als 15 Jahren der Lehrer Gustav Bachmann, eigentlich Dr. Gustav Bachmann. Früher als Lehrer an einem Realgymnasium angestellt, hatte sich Bachmann, als damals die Stelle des ersten Lehrers in Dünow frei wurde, für diese gemeldet und wurde, so auffallend sein Besuch auch sein mochte, von dem Patronatsherrn, dem Baron Konrad, angestellt. Bekümmerte Gründe konnten Bachmann zu diesem Wechsel nicht veranlassen haben, denn wenn auch die Lehrerstelle in Dünow eine der am besten dotierten weit und breit war, so erreichte doch deren Gehalt bei weitem nicht die Hälfte dessen, welches er bisher in der Stadt bezog.

Bachmann selbst gab als Grund für diesen auffallenden Stellungswechsel seine und seiner Frau schwächliche Gesundheit an, er erhoffte von der kräftigen Land- und Waldluft für sie Beide die wünschenswerthe Kräftigung ihrer Gesundheit. Man sah aber dem neuen Lehrerpaaar, das allerdings schon in ziemlich vorgerücktem Alter stand, durchaus keine Krankheit an, es sei denn, daß man das Sichteiden, von welchem Frau Bachmann zeitweise heimgesucht wurde, als solche gelten lassen wollte; daß man aber ein Sichteiden mit frischer Landluft heilen könne, das schien doch nicht recht glaublich.

Gleichviel aber welche Gründe Bachmann zu seiner Bewerbung veranlaßt hatten, er erhielt die Stellung und gab sich mit Ernst und Eifer seinem Berufe hin. Bei den Bauern, die ja gewöhnlich den Lehrer als eine mehr oder weniger von ihrer Gnade abhängende Persönlichkeit anzusehen pflegen, setzte er sich schnell in Respekt, wozu nicht wenig beitrug, daß er anscheinend sehr vermögend war und dadurch eine ganz unabhängige Stellung gegenüber den Bauern einnahm. In freundlicher, aber sehr bestimmter Weise verbat er sich ein für alle Male jedes Geschenk, wie solche an den hohen Festtagen, zur Kirmeß u. s. w. dem Lehrer gewöhnlich dargebracht wurden; ferner übertrug er den ihm obliegenden Kirchendienst gegen eine angemessene Vergütung dem zweiten Lehrer.

Auch die schönen Möbel, welche die Familie mitbrachte, imponierten den Bauern, gar sehr, hatte doch selbst der „gnädige Herr Baron“ keine schöneren. Als dann aber bekannt wurde, daß der neue Lehrer sogar ein Doktor sei, da wollte das Staunen kein Ende nehmen, nur war man noch

nicht recht klar darüber, ob er ein Mensch oder ein Viehdoktor sei.

Aber auch noch in anderer Beziehung wußte sich Bachmann nach und nach die Achtung und das Vertrauen der ganzen Gemeinde zu erwerben. Von dem sehr richtigen Grundsatze ausgehend, daß er, um seinen Beruf voll und ganz zu erfüllen, nicht nur ein Lehrer der Kinder sondern auch, so viel in seinen Kräften stehe, der Erwachsenen sein müsse, suchte er die Aufmerksamkeit der Bauern auf den Obst- und Gemüsebau, die Bienen- und Geflügelzucht zu lenken, indem er deren Nutzen theils bei Besuchen in den einzelnen Gehöften, theils durch Vorträge in öffentlichen Versammlungen erläuterte. Hatte Bachmann damit auch anfangs ein schweres Stück Arbeit, da ihm das Mißtrauen, welches jedem Städter entgegengebracht wird, viel zu schaffen machte, so drang er doch endlich durch; was er durch Belehrung und gutes Zureden nicht erzielen konnte, das erreichte er durch das gute Beispiel. Der weit ausgebehnte Garten, welcher zu dem Schulhause gehörte und dem Lehrer zur eigenen freien Benutzung überwiesen war, bot ihm ein reiches Feld, seiner Lieblingsbeschäftigung zu huldigen. Oft konnte Bachmann bemerken, wie die Bauersfrauen seinen Garten und seinen Geflügelhof mit Neid betrachteten, und im Stillen die Erträge nachrechneten, die er daraus ziehen werde; er freute sich aber darüber, denn er wußte sehr genau, daß man den deutschen Bauer am besten für eine Neuerung gewinnen könne, wenn man seinen Neid und seine Mißgunst erregt.

So erging es auch hier; was der freundlichen, wohlmeinenden Belehrung nicht gelungen war, das bewirkten diese sonst nicht gerade lobenswerthen Eigenschaften sehr schnell. Eine Bauersfrau nach der anderen kam zu ihm, um sich Rath zu holen, wie dieses oder jenes zu machen sei, und dadurch hatte er bald gewonnenes Spiel. Sämmtliche Gärten des Dorfes nahmen schnell ein anderes Aussehen an, überall sah man wohlgepflegte Obst- und Gemüsegärten, sowie stattliche, praktisch eingerichtete Geflügelhöfe und zahlreiche Bienenstände, die ihren Besitzern reichen Gewinn abwarfen.

Dadurch wuchs Bachmanns Ansehen im Dorfe noch mehr und die Bauern wurden bald darüber einig, daß selbst ein Doktor ein ganz vernünftiger und praktischer Mensch sein könne.

Als Bachmann nach Dünow kam, mußte er jedenfalls schon ein hoher Fünfziger sein — seine Frau vielleicht zehn Jahre jünger —, und dennoch brachten sie ein kleines Mädchen, ihre Tochter, mit, das kaum älter als zwei Jahre sein konnte. Alma, so hieß die kleine, wuchs kräftig heran, besuchte zuerst die Dorfschule und kam dann in ein Pensionat in die Stadt, aus dem sie seit einem halben Jahr wieder ins Elternhaus zurückgekehrt war. Als Kind hatte Alma natürlich auch viel mit den andern Dorfkindern gespielt und sonstigen Umgang gepflogen, sie hatte stets

mit einer ihr eigenthümlichen Bestimmtheit, ohne jedoch jemals unliebenswürdig oder gar hochfahrend zu sein, eine gewisse Grenze gezogen, über welche hinaus sie keine Vertraulichkeiten, nicht einmal von ihren besten Freundinnen, zuließe. Als dann einmal eine ihrer besten Schulgenossinnen, die Tochter eines reichen Bauern, deren allzu intime Annäherung Alma in ihrer ruhigen Weise abgewiesen hatte, sie wegen ihres scheinbaren Hochmuthes die „Kleine Gräfin,“ nannte, da blieb ihr dieser Epitheton und man nannte sie im ganzen Dorfe, wenn man von ihr sprach, hinfort nur die „Kleine Gräfin,“ obwohl man für diesen Spottnamen keinen anderen Grund anzugeben wußte, als eben diesen an sich so unbedeutenden Vorgang. Als Bachmann davon hörte, lächelte er nur still vor sich hin und sah seine Frau bedeutungsvoll an.

Zu welcher herrlichen Mädchengestalt Alma Bachmann herangewachsen war, haben wir bereits gesehen, denn sie war es, welche die Begegnung mit Baron Kurt im Park hatte.

4.

Pünktlich hatte sich Baron Kurt im Schulhause eingefunden, freundlich bewillkommnet von dem würdigen Ehepaar, noch freundlicher aber von Alma.

Aus dem bewilligten halben Stündchen war natürlich eine ganze Stunde geworden, denn als man das Klavier geschlossen, da gab es so viel zu erzählen, daß die Zeit nur allzusehnell verstrich.

Als sich dann Baron Kurt empfohlen hatte und auch Alma schon auf ihr Zimmer gegangen war, saßen die beiden Alten noch lange zusammen und unterhielten sich über ihren Gast.

„Es scheint mir, als ob der Baron immer mehr Interesse nehme an Alma,“ sagte Frau Bachmann.

„Das ist nicht schwer zu sehen, er sucht es ja gar nicht zu verbergen,“ erwiderte der Lehrer, „daß ihm aber Alma auf so halbem Wege entgegenkommt, will mir gar nicht gefallen. Sie, die doch sonst so zurückhaltend ist, macht in ihrer Naivität dem jungen Mann Avancen, die ich gar nicht passen finde.“

„Aber mein Gott, Alter, steh doch die Sache nicht für so schlimm an. Alma wird sich nichts vergeben und Baron Kurt ist auch nicht der Mann dazu, weiter zu gehen, als es die Ehre zuläßt.“

„Du sprichst gerade so, als ob wir zu dem Verhältniß der Beiden schon Ja und Amen gesagt hätten. So weit sind wir noch lange nicht!“

„Aber, Mann, Du siehst doch, daß sich die beiden jungen Leuten lieben, vielleicht noch sich selbst unbewußt!“

„Das erstere mag richtig sein, das letztere nicht. Hast Du denn noch nicht bemerkt, in welche Aufregung Alma kommt, wie glühend roth sie wird, wenn sich der Baron ihr nähert? Und da sollte sie noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein? Alte, Alte, man sollte glauben, Du wärest nie jung gewesen!“

„Nun ja doch, und wenn sie es wissen, daß sie sich lieben, ist denn da so etwas Schlimmes dabei?“

„Nein und Ja! Denn ich bin mir, obwohl ich den Baron schätze und ehre, noch durchaus nicht klar darüber, ob ich in die Verbindung überhaupt einwillige!“

„Aber, Mann, was hast Du denn gegen den Baron? Kann es denn einen liebenswürdigeren, netteren und auch ehrenwertheren Mann geben, als den Baron Kurt? Er ist zwar nicht schön, aber —“

„Nein, schön ist er nicht, das muß ihm selbst der Neid lassen; wenigstens nicht schön, was ihr Frauen darunter versteht. Das ist aber auch gleichgültig, denn dazu hat Alma trotz ihrer Jugend viel zu gesunde Ansichten, um einen Mann einzig und allein seines Aeußeren wegen zu lieben; sie liebt in Baron Kurt den braven, biederen Charakter, der sich ihr nur zufällig in einem etwas weniger schönen Aeußern präsentiert. Das ist es auch nicht, was mir Bedenken erregt —“

„Nun, was ist es denn sonst? Ist Baron Kurt keine gute Partie?“

„Nein, das ist er nicht, wenigstens nicht, was den Zeitpunkt anbelangt.“

„Aber das schöne Gut —?“

„Gehört nicht ihm, sondern seinen — Gläubigern!“

„Aber er ist doch so fleißig und sparsam, da wird er doch bald von seinen Schulden herunterkommen?“

„Frau, Frau, Du bist in Deiner eigenen Wirthschaft ein ganz guter Rechenmeister, da kann ich ja keine Klage über Dich haben, und hier scheint Du auf einmal das Rechnen verlernt zu haben!“

„Wieso?“

„Nun rechne einmal! Baron Dünow hat, soviel ich weiß, alle Jahre gegen 25 000 Mark allein an Hypothekenzinsen zu zahlen; das Gut bringt ihm vielleicht, wenn keine Mißjahre dazwischen kommen, 30 bis 35 000 Mark. Anständig, standesgemäß muß er auch leben, denn sonst ist der Kredit sofort ganz verloren, was bleibt ihm noch zum Zurückzahlen der Schulden? Wenn ihm eine Hypothek gekündigt wird oder ein Brandunglück eintritt, ist er ruiniert!“

„Aber er wird doch seine Gebäude versichern haben?“

„Nein, das hat er nicht, oder wenigstens nur zum Theil, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil keine Gesellschaft die alten Baracken in die Versicherung aufnehmen konnte. Nein, nein, Baron Dünow braucht eine reiche Frau.“

„Aber, Mann, wir sind doch auch nicht unvermögend!“

„Nein, das sind wir allerdings nicht, aber wir könnten es sehr leicht werden, wenn ich Alma unser Vermögen als Mitgift geben wollte. Ich werde hier nicht mehr lange funktionieren und meinen Lebensabend will ich gesichert wissen, und wenn ich mich auch mit der Hälfte unseres Vermögens begnüge und die andere Alma als Mitgift gäbe, so könnte das dem Baron auch nicht viel helfen, das wäre wie ein Tropfen auf einen heißen Stein.“

Und wie schrecklich müßte das für uns sein, wenn er Alma heirathete und dann doch vielleicht nach Jahren zu der Einsicht käme, daß er einen dummen Streich begangen, ein armes Mädchen zu heirathen. Wie schmerzlich würde Alma darunter zu leiden haben?“

„Aber Alma hat doch auch noch andere Aussichten!“

„Ja, das hat sie, aber auf die rechte ich nicht. Diese Aussichten können sich heute, morgen, vielleicht in einem Jahre, vielleicht auch erst in zehn Jahren, möglicherweise aber auch gar nicht verwirklichen. Wenn ein Testament vorliegt, dürfte Alma mit einer sehr geringen Summe abgefunden werden. Jedenfalls werde ich Gelegenheit nehmen, morgen mit Herrn Dünow ein sehr ernstes Wort zu reden. Von dem Ausfall dieser Unterredung allein wird es abhängen, wie ich meine Entschlüsse bezüglich dieses Verhältnisses fasse. Laß Dir aber nichts merken.“

5.

Am Nachmittag des nächsten Tages machte Dr. Bachmann einen Spaziergang in den Park zu einer Zeit, zu der er Baron Dünow bestimmt dort zu treffen wußte. Er hatte sich auch nicht getäuscht, schon nach kurzer Zeit sah er den jungen Mann, der von einem Rundgang durch die Felder zurückkehrte, des Weges daherkommen. Schon von weitem schwenkte Baron Kurt den Hut zum Gruße.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimath unserer Kulturgewächse.

Von Hermann Siendbaum.

(Nachdruck verboten.)

Als in vorhistorischen Zeiten die Indogermanen von den Hochflähen Vorderasiens nach Europa hinüberwanderten, brachten sie unserem Erdtheil als kostbarstes Erbtheil ihre eigenen Kulturpflanzen und mit ihm den Ackerbau. Was die älteste Ueberlieferung in kindlich frommer Auffassung zuerst als ein Geschenk der Gottheit betrachtete, das hat die neuere Forschung aus der natürlichen Verbreitung der Pflanzen abzuleiten gesucht, die in Hinsicht der Kultur der thätigen Beihilfe des Menschen bedurfte. Trotz der Mitwirkung so vieler Hilfswissenschaften, wie Geographie und Geschichte, Klimatunde und Sprachforschung, gehört die Darstellung dieser Verhältnisse zu den schwierigsten, noch immer unvollkommen gelösten Aufgaben. Beschränken wir uns an dieser Stelle auf die Grundzüge, soweit sie für Mitteleuropa in Betracht kommen — sie bieten des Interessanten genug.

In erster Reihe ist zu berücksichtigen, daß nicht nur die nützlichen Pflanzen durch den Handel und die Wanderungen der Völker bez. durch ihre Kriegszüge von Osten nach Westen verbreitet wurden, sondern auch viele nutzlose und schädliche, als ihre unzertrennlichen Begleiter.

Recht auffallend zeigt sich dies bei unseren Getreidearten. Wohl gilt der Weizen als die älteste Kulturpflanze, und doch wissen wir über seine Heimath nur soviel anzugeben, daß er aus Mittelasien stammt. Schon vor 5000 Jahren wurde er in Egypten angebaut und war doch zu jener Zeit von Turan bereits nach Vorderindien gewandert. Auch die Gerste besitzt ihr Stammland in Vorderasien, ebenso wie der Spelt (Dinkel), wogegen der Hafer in der nordöstlicher gelegenen Tatarei angeblich heute noch wild wächst. Vom Roggen dagegen wissen wir seit Prof. Aschersons letzter Forschungsreise, daß er in einer perennirenden Form die Steppen des südöstlichen Russlands bewohnt, bis über die Dfländer des kaspischen Meeres hinaus. Noch den alten Römern waren die beiden letztgenannten Getreidearten unbekannt; sie fütterten ihre Pferde mit Gerste und lernten den Hafer erst von den Cimbern und in Germanien kennen. Plinius erwähnt den Haferebrei ausdrücklich als ein Hauptgericht der Germanen. Der Haferebau ist also in mehr nördlicher Richtung vorgeedrungen und u. a. erst von den Kreuzfahrern nach Griechenland verpflanzt worden. Dagegen tritt der dem Weizen so nahestehende Spelt mehr in südlicheren Gebieten auf: die wenigsten Norddeutschen haben ihn je auf dem Felde wachsen sehen, wie etwa am Oberrhein. Die aus Südasien stammende echte Hirse (*Panicum miliaceum*) wird bei uns mit Vortheil nur innerhalb der Weingrenze gebaut, obgleich die einheimische, etwas kleinere Bluthirse (*P. sanguinale*) schon den Wenden eine Lieblings Speise lieferte, wogegen der in Ostasien die Hälfte der Menschheit ernährende Reis stets ein Kolonialprodukt bleiben muß. Auch die Versuche amerikanischer Kapitalisten, den in Amerika einheimischen und soviel angebauten Mais, namentlich in Teuerungs Jahren, zu einem Volksnahrungsmittel für Mitteleuropa zu machen, haben keinen dauernden Erfolg gehabt.

Neben dem Getreide selbst finden wir als unzertrennliches Unkraut auf allen Feldern die aus Asien zugleich eingewanderten Kornblumen, Klatschrosen (*Papaver Rhoeas*), Kornraden und den Hederich (*Raphanus Raphanistrum*), die sämmtlich für ebenso einheimisch gelten dürften, wie der aus Amerika stammende schwarze Nachtschatten, ein naher Verwandter der Kartoffel. Wie letztere im 16. Jahrhundert durch den englischen Admiral Drake aus Peru eingeführt wurde, ist zu bekannt, um hier ausführlicher angegeben zu werden. Eigenthümlich berührt uns die Thatsache, daß noch Friedrich der Große ihren Anbau oft nur mit Anwendung von Zwangsmaßregeln durchsetzen konnte. Hafer und Kartoffeln charakterisieren den Sandboden, noch mehr der aus der Tatarei stammende Buchweizen, dessen rosenrothe Blüten jedem Besucher der Lüneburger Heide in Erinnerung bleiben. Als nahen Verwandten unserer einheimischen Knötericharten kennen wir neben ihm eine aus dem Amurlande eingeführte Art derselben (*Polygonum sachalinense*), die in trocknen Jahren mit ihren übermannshohen

Stauben und breiter Belaubung eine gute Futterpflanze abgiebt.

Einer ähnlichen Verbreitung erfreuen sich viele ausländische Wüchengewächse. So kam die Erbse aus Mittelasien; die Linse ist wahrscheinlich ein Kind Arabiens, und die Wichererbse (*Cicer arietinum*) nebst der Plattererbse (*Lathyrus sativus*) findet sich wild in Westasien bis an den Gebirgswall des Hindukusch, während die Mutterpflanzen unserer Feldbohnen den nördlicher anliegenden Steppenländern entstammen. Auch der Spinat schließt sich ihnen an. Seit den ältesten Zeiten wird die Buschbohne (*Vicia faba*) in Deutschland gebaut, ebenso wie von den alten Agyptern, deren Vaterland vom Nil bis zum Aralsee reicht. Den alten Griechen galt sie wegen der schwarzgefleckten Blüten als Symbol des Todes, und Pythagoras verbot seinen Schülern ihren Genuß als gesundheitschädlich.

Die Bittbohne dagegen (*Fisole*, *Phaseolus communis*) hat ihre Heimath in Ostindien und nicht, wie man früher annahm, in Südamerika, von woher die als Windenpflanze beliebte Feuerbohne (*Ph. multiflorus*) stammt. Sicher bleibt es, daß unsere Gurkengewächse, mit Ausnahme der neuerdings viel gezeigten japanischen Klettergurke, den weiten Steppengebieten vom Euphrat bis zum Aralsee angehören, wie Gurke, Melone und auch Arbutus (Wassermelone) nebst dem gemeinen Speisefürbis, wogegen die bunten Formen der meisten Zierfürbisse in Westafrika und Südamerika vorkommen.

Uebrigens werden Melonen und Arbuten mit gleicher Berechtigung als ursprüngliche Bewohner Ostindiens angesehen, wo sie, wie auch in Griechenland, als Feldfrüchte in üppigster Fülle gedeihen. Daß sie, wie Bohnen und Gurken, ursprünglich einer wärmeren Zone angehören, lehrt ihre Empfindlichkeit — erleiden sie doch am leichtesten von allen Gartenpflanzen.

Nicht jedem dürfte es bekannt sein, daß der Philiister unter den Gemüsen zu Deutsch Wirflingkohl genannt, erst durch die zurückkehrenden Kreuzfahrer ins Abendland gelangt ist. Auf gleichem Wege kam auch die Schalotte (*Allium ascalonicum*) zu uns, die ihren Namen von der syrischen Stadt Askalon erhielt. Von ihren vielen Verwandten stammt der allbekannte Knoblauch aus Sicilien. Etwas Genaueres läßt sich über die Heimath der Zwiebel (*A. cepa*) kaum sagen. Wahrscheinlich lag sie im Orient, aber die im Alten Testament erwähnten Zwiebeln sind von der Küchenzwiebel ebenso verschieden, wie unsere weiße Lilie von derjenigen der Evangelisten.

Zwiebel und Knoblauch führen uns zu den Gewürzkräutern. Während das empfindliche Basilicum (*Ocimum basilicum*) aus Ostindien eingeführt ist und die Gartentresse (*Lepidium sativum*) angeblich aus China, hat auch Südeuropa eine beträchtliche Zahl von Arten geliefert. Neben dem schon zur Pharaonenzeit benutzten Anis nennen wir hier unter den Doldenpflanzen die unentbehrliche Petersilie — das Mädchen für alles — den Fenchel und Dill, sowie

von den Lippenblütlern den Gartensalbei, Thymian, Lavendel, Majoran, Quenbel, Saturei (Bohnenkraut) und die Melisse.

Selbstverständlich sind auch andere Verwendungsarten für den Anbau ausländischer Kulturpflanzen maßgebend gewesen. Unsere wichtigsten Freiland-Gezpinnspflanzen, wie Lein und Hanf, wachsen in Vorderasien wild, die zu Futterzwecken angebaute Luzerne (*Medicago sativa*) soll schon von Agyptern und Babyloniern benutzt worden sein. Den angeblich aus Ostindien stammenden Zigeunern wird nachgesagt, daß sie den zur Bereitung ihrer Veräußerungsmittel erforderlichen Storchappel (*Datura stramonium*) mit gleicher Absicht in Europa eingeführt haben. Und was würden die Bewohner Süddeutschlands ohne die Kultur des Tabaks anfangen der als ursprünglicher Bewohner des wärmeren Nordamerika bzw. Westindiens, sich wie der Kaffee überall einzuschleichen gemußt hat?

Endlich müssen wir hier noch eines Unkrautes gedenken: der wolligen Wucherblume (*senecio vernalis*, nicht zu verwechseln mit der längst bekannten Saat-W. *Chrysanthemum segetum*), die durch Einführung russischer Schafe und die Stammeskäuferei von Thaers im Jahre 1855 nach Wögelin bei Wriezen gelangte, indem ihre rauhen Früchte dem Vieh anhafteten und bei der Wollwäsche zerstreut wurden.

Sehr deutlich zeigt sich die Mitwirkung des Menschen bei der Verbreitung unserer Obstbäume. Im alten Germanien war es damit recht dürftig bestellt. Holzapfel und Holzbirnen, Schlehen, Speterlinge, Kornelkirschen und Mispeln, vielleicht auch einige harte Vogelkirschen bilden das Obst unserer anspruchslosen Vorfahren. Erst ein methodischer Anbau hat unser Kern- und Steinobst zu einem wahren Genußmittel umgeschaffen. Höchstens die Haselnuß macht eine Ausnahme.

Den Römern ist die erste Einführung unserer feineren Obstarten zu verdanken. Namentlich der Kaukasus und die angrenzenden Gebiete Westasiens spielen als Heimath derselben eine Rolle. Vom östlichen Kaukasus her wanderte der Pflaumenbaum mit dem Wallnußbaum zugleich nach Westen durch das römische Reich, aus Ostgeorgien stammt die rosafarbig blühende Mandel; und ihre nahe Verwandtschaft mit dem Pfirsich erinnert daran, daß auch dieser aus Persien nach Griechenland und Rom gekommen ist. Doch trug er zu Theophrasts Zeit (um 300 v. Chr.) in Griechenland noch keine wohlgeschmeckenden Früchte. Derselbe Pflanzenkenner erzählt, daß die Aprikosen zu seiner Zeit durch die Krieger Alexander des Großen aus Armenien nach Attika gebracht wurden. Deshwegen nennt der ältere Plinius (um 60 n. Chr.) sie schlechthin mala armeniaca oder mala praecocia (Frühäpfel), woraus durch Sprachverstümmelung ihr deutscher Name entstand. Am genauesten bekannt ist die Einführung der in den Pontusländern einheimischen Sauerkirsche durch Lucullus etwa 74 v. Chr.). Als siegreicher Oberfeldherr im dritten mithridatischen Kriege hielt er einen

glänzenden Einzug in Rom, bei welchem auf einem besonderen Wagen mehrere mit reifen Früchten bedeckte Kirschbäume als Neuheit prangten. Binnen 120 Jahren verbreitete sich ihr Anbau bis nach Britannien. Ob aber ihr römischer Name cerasus von der pontischen Stadt Kerasunt herrührt oder umgekehrt dieser von jenem, bleibt ungewiß.

Wie könnten wir diese Betrachtung schließen, ohne des uralten Sorgenbrechers zu gedenken, welcher von Westasien her als Gabe des Bacchus alle Kulturländer seinem Szepter unterworfen hat! Noch heute schlängelt sich die wilde Weinrebe in fesselloser Freiheit durch die Buchenwälder Dngrelens und Georgiens, wo ihre aus den grünen Guirlanden herniederwinkenden Trauben von den kaukasischen Bergvölkern ebenso gewürdigt werden, wie im Alterthum von den Kolchiern. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung wurden die ersten Weinberge Deutschlands von den Römern auf Befehl des Kaisers Probus (276—282 n. Chr.) angelegt. Deswegen von allen Kennern verehrt, hat er sich auch in Gallien besonders dadurch verdient gemacht, daß er jenes Verbot Domitians (81—96 n. Chr.) aufhob, durch welches die Hälfte aller gallischen Weinberge zerstört werden mußte, um eine Teuerung des Getreides für Italien zu verhindern: Die berühmtesten Weinberge des Rheingaus stammen aus dem 9. und 10. Jahrhundert; in Böhmen war die Rebenkultur schon im 12. Jahrhundert verbreitet, hat sich aber meist auf das Elbthal von Melnik bis Ruffig und die Umgebung von Prag beschränkt. In der Verbreitung des Weinbaues läßt sich das Wesen der Klimatisation deutlich erkennen. Noch im 16. Jahrhundert reichte er bis nach Danzig, selbst bis Königsberg und Tilsit, um seitdem in Norddeutschland, dank den bitteren oder vielmehr saueren Erfahrungen, allmählich anderen, mehr Nutzen abwerfenden Kulturpflanzen den Platz zu räumen. In der Mark zeigen dies recht auffallend die ausgebehten Kirschenpflanzungen auf den ehemaligen Werberschen Weinbergen. Fruchtbarer Boden, sonnige Lage und warmer Herbst — das sind die wesentlichen Bedingungen für jeden Weinbau, andernfalls bleiben Johannis- und Stachelbeeren, namentlich aber die Obstkultur lohnender. Wie sehr z. B. in Böhmen seit Beachtung dieser Regeln der Anbau des Kernobstes zugenommen hat, lehrt die alljährlich zunehmende Einfuhr seiner Äpfel in Berlin, wo die böhmischen Zillen ständige Besucher der Oberspree geworden sind, was bei den ca. 25 Millionen Obstbäumen jenes Landes nicht überraschen darf. Aber auch in der unmittelbaren Nähe des Rheingaus hat sich der Frankfurter Apfelwein noch heutzutage zahlreiche Gönner und Freunde zu erhalten gewußt.

Neubildung und Verjüngung.

Von Dr. Hans Fröhlich.
(Nachdruck verboten)

Die Neubildung verloren gegangener Körperteile ist besonders unter den niederen Thieren sehr ausgebreitet.

Schneidet man von dem kleinen Eßwasserpolypen (Hydra) ein Stück ab, so wächst daraus ein ganzes Wesen hervor. Quer zerschnittene Ringelwürmer ergänzen sich wieder zu ganzen Individuen. Liebhaber von Krebsen werden schon öfters zu ihrem Bedauern bemerkt haben, daß manch schönes, großes Exemplar dieser gepanzerten Wasserbewohner eine oder auch zwei unverhältnismäßig kleine Scheren besaß. Im Kampf ums Dasein waren diese Waffen verloren gegangen, wuchsen aber bald wieder nach. Manche Fische vermögen sogar wiederholt zerstörte Flossen, zumal die Schwanzflosse, zu ersetzen. Hächst possierlich sehen auch die schlanken Eidechsen aus, wenn sie nur mit einem plumpen Schwanzstumpf flink über die Steine dahinhuschen; bald bildet sich derselbe aber wieder zu einem zierlichen Schwänzchen aus.

Viel beschränkter ist die Neubildungskraft bei den Warmblütern und beim Menschen. Nach Verletzungen erneuern sich unter günstigen Verhältnissen allerdings auch Knochengebilde, Blutgefäße, Muskeln und Haut. Beim Menschen wachsen vom siebenten Jahre an neue Zähne an Stelle der ausfallenden Milchzähne. In der Regel hört aber die Neubildungskraft mit dem zunehmenden Alter ganz auf. Hächst merkwürdig muß daher der wunderbare Vorgang einer Verjüngung erscheinen, welcher bei nicht wenigen Greisen unzweifelhaft beobachtet worden ist, indem bei ihnen zu einer Zeit, wo andere Menschen zu leben aufhören, neue Zähne und neue Haare hervorkommen, die Runzeln aus dem Gesichte verschwinden, Auge und Ohr wieder schärfer werden u. s. w. Huseland theilt in seiner Makrobiotik zwei solche Fälle aus seiner eigenen Beobachtung mit. Der eine betrifft einen Greis aus Reckingen in der Pfalz, welcher im Jahre 1791 in einem Alter von 120 Jahren starb und welchem im Jahre 1787, also im 116. Lebensjahre, nachdem er seit lange alle Zähne verloren hatte, auf einmal acht neue wuchsen, welche aber bald wieder ausfielen und durch neue ersetzt wurden. Der andere Fall betrifft einen Herrn aus Huselands eigener Verwandtschaft, den Amtmann Thon aus Ostheim, welcher im sechzigsten Jahr ein hitziges Fieber bekam, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Er überstand dasselbe glücklich, erhielt hierauf neue Munterkeit und Kräfte, sowie neue Haare und Zähne, und lebte noch zwanzig Jahre in solcher Frische, daß er im achtzigsten Lebensjahre hohe Berge leicht hinauf- und hinabsteigen konnte. Professor Jdeler führt in seiner „Allgemeinen Diätetik“ das Beispiel einer Marquise von Mirabeau an, welche im 86. Lebensjahre starb, nachdem die jugendliche Fülle und Frische mit ihren Folgen wiedergekehrt waren; ferner eine Nonne Namens Margarethe Verbür, bei welcher im 65. Lebensjahre die Runzeln verschwanden, die fehlende Sehkraft wiederkehrte, neue Zähne hervorbrachen und welche zehn Jahre später, ansiehend wie ein junges Mädchen, starb; endlich zweier über hundertjähriger Männer, welche neue Haare und Zähne

bekamen und von denen der eine wieder ein so scharfes Gesicht bekam, daß er die feinste Schrift lesen konnte, während er vorher nicht im Stande gewesen war, ohne Brille die größte Schrift zu lesen.

Der französische Arzt und Statistiker Foissal sagt (de la longévité humaine): „Man hat Frauen gesehen, welche mit sechzig Jahren Mütter wurden. Dr. Curran theilte dem gelehrten Kliniker Graves mit, daß seine Großmutter, eine Frau Waterworth, mit 80 Jahren ihre vorher sehr geschwächte Sehkraft derart wieder erhielt, daß sie bis zum Augenblick ihres Todes (im 90. Jahre) die feinste Schrift lesen und die feinste Nähnadel einfädeln konnte.“ Ein dritte und selbst vierte Zahnperiode ist nach Foissal bei alten Leuten nichts Ungewöhnliches.

Noch mögen einige Beispiele aus neuester Zeit erwähnt werden. So berichtet die „Neumärkische Zeitung“ vom Juli 1880 aus Brenkenhofsfließ: „Dort lebt ein 82 Jahre alter Ausgebinger P., welcher seit länger als 10 Jahren keinen Zahn mehr im Munde hatte. Seit einem halben Jahre empfand er Schmerzen im Gaumen und in den Kiefern, und war beschrebt sein Erstaunen, als er wahrnahm, daß sich im Laufe des letzten Winters in seinem Mund ein vollständiges neues Gebiß bildete. Die Zähne sind allerdings nur klein, aber glänzend weiß und so brauchbar, daß ihr Besitzer damit jede harte Speise zerkauen kann.“ Das Blatt bemerkt dazu, daß ihm die Wahrheit der vorstehenden Mittheilung von amtlicher Seite bestätigt worden sei.

Unterm 14. März 1880 berichtet die Pariser Zeitung „La Justice“ folgendes: „Soeben starb in Tilly (Departement Landes) am Schlagfluß eine Frau von 103 Jahren, 11 Monaten und 12 Tagen, Namens Margarethe Kaulhs. Sie hat bis zum letzten Augenblick ihre vollen geistigen Fähigkeiten behalten und Niemand sah ihr dies hohe Alter an. Das Gesicht hatte keine Runzeln und sie las ohne Brille. Vor sechs Jahren bekam sie einen prachtvollen Backenzahn.“

Aus Wohlau in Schlesien wurde im Januar 1837 der „Schlesischen Zeitung“ geschrieben: „In Schönbrunn, Kreis Wohlau, lebt ein ehemaliger, jetzt 82 Jahre alter Gemeindevorsteher, Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens, mit Namen Betschel. Derselbe erhält jetzt zum dritten Male Zähne, von denen bereits 18 vorhanden sind, die übrigen stehen dem Durchbruch nahe. Aber noch mehr! Sein sonst schneeweißes Haupt- und Barthaar wird nunmehr grau meliert, ja, unter dem Kinn am Hals tief schwarz. Infolge des „Zahmens“ etwas angegriffen sich fühlend, ist er sonst gesund und rüstig und will das Gefühl haben, als ob im ganzen Körper eine Veränderung sich vollziehe. Solche physiologische Abnormitäten, so selten sie vorkommen, sind in ärztlichen Kreisen nicht unbekannt.“

So bietet bisweilen das Greisenalter wunderbare Züge von körperlicher Verjüngung dar. Aber auch eine Art von Gemüthsverjüngung tritt ein. Es ist

eine ständige Eigenthümlichkeit des Greises, daß er sich zur fremden wie zur eigenen Kindheit hingezogen fühlt. Er liebt die Kinder, besonders seine Enkel, sieht sie gern um sich und ergötzt sich an ihrem muntern Treiben. Die Bilder seiner Kindheit, die während seines Mannesalter verbleicht waren, treten wieder mit frischen Farben vor seine Seele; er erinnert sich der kleinsten Züge aus seinem Kinderleben, und diese beschäftigen seine Phantasie auch im Schlafe. So erinnerte sich Kant sehr lebhaft, besonders in seiner allerletzten Lebenszeit der Gassenlieder, die er als Knabe gehört hatte. Während im mittleren Alter auch das Bild des physischen Lebens ernster und trüber wird, gewinnt es im Greisenalter wieder einen jugendlichen, freundlichen Charakter. Die Seele des erst Alternenden erfüllt ein gerechter Schmerz über die Trennung von den bisherigen Genossen und von der gewohnten Wirklichkeit, aber der schon Altgewordene, der sich in sein neues Verhältniß gefunden hat, wird wieder jugendlich heiter. Das frühere leidenschaftliche Wesen macht der Sanftmuth Platz, und nur wo die Härte und Schroffheit des Charakters zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, zeigt sich die Milde erst sehr spät oder gar erst kurz vor dem Tode.

So werden von der gütigen Mutter Natur die Gebrechen des hohen Greisenalters meist gemildert durch geistige und bisweilen auch körperliche Verjüngung.

Der Ventilations-Hut.

Daß es in Amerika Erwerbarten giebt, von denen sich selbst die kühnste Phantasie eines Europäers Nichts träumen läßt, ist gewiß, aber eine der originellsten dürfte wohl jene sein, welche in der folgenden Erzählung eines amerikanischen Blattes geschildert wird.

„Ich war,“ so beginnt der Erzähler, „eines Tages auf der tiefsten Stufe der sozialen Leiter angelangt, ich stand ohne Beschäftigung da. Zulezt hatte ich noch als wandelndes Plakat täglich einen Vierteldollar verdient, das ist nicht viel, aber man kann damit leben, wenn man — sparsam ist. Nun aber hatte ich gar kein Einkommen und es blieb mir nur der Weg nach dem öffentlichen Arbeitshause, wenn ich nicht auf der Straße verhungern wollte.“

Ich berathschlagte mit einem Schicksalsgenossen, was in dieser Lage zu thun sei. Dieser rieth, auf das flache Land zu ziehen und irgendwo beim Ackerbau Beschäftigung zu suchen. Ich wollte dies nicht, worauf er sagte: „Es giebt noch Eins, was Ihr versuchen könnt; geht zu Wilkins, dem Ventilations-Hutmacher. Aber Ihr werdet es nicht lange aushalten, es ruiniert einmal zu sehr die Gesundheit.“

Ich fragte kurz resoliert nach der Adresse dieses Hutmachers.

„O, Ihr könnt nicht leicht fehlen, geht nur die K.-Straße hinab, da seht Ihr schon einen Haufen Menschen vor dem Laden stehen und da geht hinein, fragt nur ohne Weiteres nach Mr. Wilkins und sagt zu ihm:

„Ich möchte gerne auf anständige Weise ein paar Dollar verdienen.“

Das Uebrige findet sich dann.“

Am nächsten Tage machte ich mich wirklich nach der K.-Straße auf und ich brauchte nicht lange zu suchen, denn alsbald sah ich ein großes Menschengedränge vor einem Schaufenster. Als ich näher kam, sah ich, daß der Schaufenster mit Hüten angefüllt war, welche sämmtlich durch angeheftete Zettel, die auch den Preis enthielten, als „Wilkins Ventilationshüte“ bezeichnet wurden. Anfangs wußte ich nicht, warum sich die Leute, in deren Mienen sich Erstaunen und Entzücken mischte, hier so drängten. Als ich mir jedoch mit meinem Ellenbogen Raum geschafft und mich bis in die erste Reihe vorgedrängt hatte, erkannte ich, was den Passanten der Straße so großes Vergnügen bereite.

Witten unter den Hunderten von Hüten waren zwei menschliche Köpfe zu sehen, welche aus zwei runden Oeffnungen im Boden des Schaufensters emporragten. Jeder dieser beiden Köpfe war mit einem Hute bedeckt. Der Kopf zur rechten Seite hatte eine Inschrift hinter sich, auf der Folgendes zu lesen war:

„Wilkins Ventilationshut. Größter Komfort. Keine Belästigung durch die Hitze. Der Träger dieses Hutes verschönt sich das Leben. Der Kopf hier ist ein menschlicher Kopf, jeder Betrug ist ausgeschlossen. Hier ist das einzige Verkaufslokal, in welchem Wilkins Ventilationshüte zu erhalten ist. Dieser ist eine Wohlthat und ein Segen für die Menschheit.“

Auch bei dem Kopfe auf der linken Seite befand sich eine Aufschrift. Dieselbe lautete:

„Der gewöhnliche Filzhut. Man bittet, zu beobachten, wie der unglückliche Träger dieses Hutes von der Hitze zu leiden hat. Armer Kerl! Er wünscht sich anscheinend selbst den Tod. Der gewöhnliche im Handel vorkommende unventilierte Hut ist eine teuflische Erfindung, ebenbürtig den Abscheulichkeiten der finsternen Zeiten der spanischen Inquisition. Der Besitzer eines unventilierten Hutes eilt einem frühen Grabe zu. Der Kopf ist ein menschlicher, jeder Betrug ist ausgeschlossen.“

Ich bemerkte, daß in dem Schaufensterboden rund um die beiden Köpfe zahllose kleine Löcher angebracht waren. Dann sah ich die Gesichter der Beiden an und gewährte eine große Verschiedenartigkeit im Ausdruck derselben. Der Gentleman, welcher Wilkins Ventilations-Hut trug, war ein Bild der vollsten Befriedigung. Er lächelte, es schien, als ob er den Gipfel der menschlichen Glückseligkeit erreicht hätte. Jedenfalls befand er sich in vollkommenstem Wohlfühlen. Der andere Kopf bildete dagegen den schärfsten Kontrast. Nie in meinem Leben hatte ich auch die geringste Idee, daß eine solche schreckliche Wirkung durch das Tragen eines unventilierten Hutes hervorgebracht werden könne. Das Gesicht war todesblaß, ein kalter Schweiß schien aus allen Poren hervor zu bringen. Der Mund war geöffnet und schien schwer Athem zu schöpfen und Alles dies in Folge eines unventilierten Hutes.

Ich begab mich in einen benachbarten Schaufensterladen, um Etwas zu mir zu nehmen. Als ich wieder zu dem Schaufenster des Hutmachers zurückkam, befanden sich bereits zwei andere Köpfe in demselben; es war sicherlich kein Betrug, bei der Sache, denn der unventilierte Hut übte nun auf ein anderes Opfer genau dieselbe schreckliche Wirkung aus als vorher.

Ich war erstaunt, da muß ein Geheimniß dahinter stecken und ich beschloß, es zu ergründen. Rasch betrat ich den Laden und wandte mich an Mr. Wilkins mit der Frage: „Könnte ich nicht auf anständige Weise ein paar Dollars verdienen?“

„Ja wohl, mein braver Mann,“ entgegnete Mr. Wilkins in nicht unfreundlichem Tone und wies mich dann an einen seiner Gehilfen. Dieser führte mich später in einen unter dem Schaufenster gelegenen Raum.

„Ihr habt Glück, junger Mann,“ sagte er zu mir. „Zwei Dollars dafür, daß Ihr einen neuen Hut drei Stunden auf dem Haupte tragt, ist eine gute Bezahlung.“

Er stellte mir dann einen Burschen vor, der mein Gefährte im Schaufenster sein sollte. Es war dies ein zerklümpter Kerl, aber sein Gesicht und Hals war sauber gewaschen und das Haar sorgfältig geordnet und gekämmt. Ich richtete mich in ähnlicher Weise her und wir nahmen dann Platz auf zwei Stühlen, an welche wir mit lebernen Gurten befestigt wurden. Als ich nach dem Grunde fragte, warum wir in solcher Weise angeknallt wurden, daß wir uns nicht zu rühren vermochten, erwiederte der Gehilfe des Hutmachers mit einem böshaften Grinsen: „Das werdet Ihr Alles wissen, wenn Ihr Eure zwei Dollars verdient habt. Und nun,“ fuhr er fort, „wenn Ihr etwa nöthig habt, zu niesen oder zu husten, so besorgt dies noch jezt. Und unterhaltet Euch nicht etwa mit den Knaben am Schaufenster, sonst wird Euch ein Abzug gemacht.“

Nun begann der Mann, uns emporzuwinden und nach einigen Minuten machte ich meine erste Aufwartung in dem Schaufenster, mit lebhaftem Applaus von einer Schaar von Gaffern empfangen, welche das Fenster umlagerten. Dann stülpte irgend Jemand einen Hut auf mein Haupt, und nachdem meine erste Befangenheit vorüber war, begann ich mich ganz wohl zu fühlen. Aus den Löchern in dem Boden des Schaufensters, welche meinen Hals umgaben, strömte ein kühler Luftzug empor und ich war Mr. Wilkins dankbar, daß er sich solche Mühe gab, mir eine Annehmlichkeit zu verschaffen.

Anfangs nahm die Neuheit meiner Situation alle meine Gedanken gefangen. Ich fühlte mich fast versucht, zu lachen, wenn ich mich selbst vorstellte als einen körperlosen Kopf, der einen Ventilations-Hut trägt. Die Knaben auf der Straße hüpften um mich herum und schnitten Grimassen, so daß ich alle Mühe hatte, eine gewisse Würde zu bewahren.

Endlich erinnerte ich mich auch meines Gefährten und sah verstohlen nach ihm hin. Er litt augenscheinlich bereits an

den Folgen des Tragens eines unventilierten Hutes. Seine Zähne waren zusammen gepreßt, dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne und er schien sich nichts weniger als angenehm zu fühlen. Ich machte mir aber nicht viel aus den Unannehmlichkeiten, die er zu erdulden hatte.

Die Zeit verging indessen ziemlich langsam und als ich aus dem Schläge der Thurmuhre entnahm, daß eine Stunde verfloßen war, stieß der Mann mit dem unventilierten Hute einen Seufzer aus, dies veranlaßt mich, nochmals nach ihm hinzusehen. Er war ganz blaß geworden und sah aus, als ob er recht langsam schmelzen wollte. Es schien dem armen Kerl wirklich recht schlecht zu gehen. Man sollte es nicht glauben, daß ein unventilierter Hut einem Menschen solche Qualen bereiten könne. Doch was ging's mich an?

Nach einer Weile schlug die Thurmuhre die halbe Stunde, jetzt war die Hälfte der Zeit verfloßen, welche ich im Schaufenster zuzubringen hatte. In diesem Augenblicke hörte ich Schritte hinter mir und plötzlich wurde ich meines ventilierten Hutes entledigt. Ein anderer Hut wurde mir aufs Haupt gesetzt und gleichzeitig wurden die Aufschrifttafeln verwechselt. Der kühle Luftzug hörte auf und machte einem warmen Platz. Ich sah nach meinem Nachbar, sein Gesicht zeigte nun ein seliges überirdisches Lächeln. Dann ereignete sich etwas ganz Außerordentliches. Der Stuhl, auf welchem ich saß, begann warm zu werden, dann wurde er heiß — ganz unangenehm heiß.

Jetzt erkannte ich plötzlich den teuflischen Trick, dessen Opfer ich war. Nun trug ich den unventilierten Hut und ich sollte gefoltert werden, gefoltert anderthalb Stunden lang zur Unterhaltung einer müßigen Menge und zum Zwecke, um das Publikum von den angeblichen Vorteilen des sogenannten Ventilations-Hutes zu überzeugen.

Ich fühlte — doch ich will meine Schmerzen mir nicht ins Gedächtnis rufen, ich will nicht berichten, welche fürchterlichen Qualen ich erduldet. Ich wurde bei lebendigem Leibe gebraten und schnitt die fürchterlichsten Gesichter, so daß das Publikum applaudierte. Ich vergoß Thränen der Verzweiflung, es half aber Alles nichts, eineinhalb Stunden mußte ich in dieser

furchtbaren Situation ausharren. Als ich Wilkins Laden verließ mit meinen zwei Dollars in der Tasche, war ich mehr todt als lebendig.

Es ist der Wunsch meines Lebens, mit Mr. Wilkins, dem Erfinder des Ventilations-Hutes, noch einmal irgendwo in einer einsamen Gegend zusammenzutreffen. Ich bin kein rachsüchtiger Mensch, aber ich habe das Gefühl, daß ich ihm etwas schulde, was ich ihm gerne zurückzahlen möchte."

Gemeinnütziges.

Schwämme zu reinigen. Zum Reinigen der Schwämme ist Buttermilch ein ganz vortreffliches Mittel. Man weiche den Schwamm einige Stunden lang in Buttermilch ein, drücke ihn alsdann aus und wasche ihn in kaltem Wasser nach.

Gegen Brodschimmel. In Landhauhaltungen, wo man gewöhnlich größere Mengen von Brod auf einmal bäckt, pflegt letzteres bei Aufbewahrung in einem feuchten Keller leicht schimmelig zu werden. Als erprobtes Mittel gegen diesen Uebelstand empfiehlt es sich, das frischgebackene Brod, sobald es aus dem Ofen kommt, in einen Mehlsack zu stecken, in welchem noch etwas Mehl übrig geblieben ist, und zwar so, daß die Oberenden des Brodes auf einander zu liegen kommen. Hernach bindet man den Sack zu und hängt ihn an einem luftigen Orte freischwebend auf. Auf diese Weise läßt sich das Brod 4-6 Wochen aufbewahren, ohne trocken zu werden, ohne auch nur eine Spur von Schimmel anzusehen. Vor dem Gebrauch legt man es eine Nacht in den Keller, damit es wieder geschmeidig wird.

Gegen Zahnschmerzen soll ein einfaches und sicher helfendes Mittel folgendes sein: Man taucht ein kleines mehrfach zusammen gelegtes leinenes Lappchen in recht heißes Wasser und bestreicht und bedeckt damit das Zahnfleisch und den schmerzhaften Zahn. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Verfahrens wird der Zahnschmerz verschwunden sein. Je wärmer man die Aufschläge macht und dulden kann, desto schneller und besser wirken sie.

Stubenvögeln ihre schöne Farbe zu erhalten. Wenn der Stieglitz nach der ersten Mauser sein schönes, feuriges Ansehen verliert und die übrigen Federn gleichfalls matter in der Farbe werden, so füttere man statt Mohn Leinsamen, welchen die Vögelchen gerne fressen. Später mischt man Mohn mit Leinsamen.

Behandlung erfrorener Pflanzen. Um erfrorene Pflanzen zu retten, ist es am rathsamsten, sie an einem dunklen Orte zu halten, bis sie aufthauen und dieses nur sehr langsam vor sich gehen zu lassen. Eine trockene windstille Atmosphäre ist dazu ebenso notwendig, denn eine erfrorene Pflanze, welche man in Zugluft, in den Sonnenschein, in un-

passende Wärme stellt, geht alsbald nach dem Aufthauen in eine breiige Masse über. Thaut man sie dagegen an einem dunkeln Ort in stiller, trockener Luft auf, so wird sie sich in allen Fällen erholen, wenn sie der Frost nicht gar zu sehr mitgenommen hat.

Humoristisches.

Berechtigter Anspruch. Gräfin: „Weßhalb grüßt Du denn Deinen Papa nicht?“ — Sohn: „Was wollen Sie, Mama, er hat 16, ich habe 17 Ahnen; also hat er zuerst zu grüßen!“

Recht anzüglich. Bekannter (zur Tochter des Hauses): „Für wen stücken Sie denn die Pantoffeln, gnädiges Fräulein?“ — Bräutigam: „Die sind für mich bestimmt!“ — Bekannter: „So, so, die Herrschaften wollen heirathen!“

Ein guter Mensch. Bei einer häuslichen Szene läßt der Mann lange Zeit die Vorwürfe seiner Frau über sich ergehen. — „Jeanette,“ sagt er endlich, „wirst Du noch lange so fortfahren?“ — „Weßhalb?“ fragt sie gereizt. — „Ich hätte Dich dann nur gebeten,“ sagt er ruhig. „Dein Stubenmädchen eintreten zu lassen; am Schlüsselloch hält sie's nimmer lang aus — ihr Kopf stößt schon immer gegen die Thüre.“

Fataler Nachsah. Vater: „Warum flennst Du denn schon wieder?“ — Karl: „Der Hausherr hat mir eine Ohrfeig' gegeben und gesagt, ich wär 'n dummer Kerl und . . .“ — Vater: „Das bist Du auch! . . . Was hat er denn noch gesagt?“ — Karl: „Der Apfel thät nit weit vom Stamm falle!“

Schlimm. A.: „Aber Freund, Du machst ja ein jämmerliches Gesicht seit Deiner Verheirathung, bist Du vielleicht unter dem Pantoffel?“ — B.: „Rein, aber unter zweien — sie hat nämlich ihre Mutter bei sich.“

Die reinste Freude.

Ich stand und schaute auf zum Sternenhimmel, Und wie ich so den Blick emporgewandt, Ein Sehnen ich nach jenen Reiches Frieden Und nach des Himmels Seeligkeit empfand. Ach, Herr! Ein einzig Mal nur laß auf Erden So glücklich mich wie jene Engel sein! Da glitt zum Zeichen, daß mein Wunsch erhört, Ein Stern da oben hin mit lichtigem Schein. Noch überlegt ich, welche Erdenfreude Der himmlischen wohl zu vergleichen sei; Da ward auf einmal mir sowohl uns Herze: Es ging ein guter Mensch an mir vorbei! (Deutsch. Dichterheim.)

Räthsel.

Zwei Silben bringen dir den holden Frieden, Und trocken sanft dir von der Stirn den Schweiß; Sie laden freundlich dich, den Arbeit'müden, Zur süßen Ruhe in der Lieben Kreis.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: Fibel, Fabel.



Sicherer Weg zum Reichthum! Magische Taschen - Sparbank

Patentamtlich geschützt.
Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann erst dann geöffnet werden, wenn dieselbe mit der entsprechenden Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mk. in 50 Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mk. in 10 Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und nöthigt daher zum Weitersparen, bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis 75 Pfg. pro Stück. Von 2 Stück an frankirte Zusendung überallhin bei Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pf. Portozuschlag), von 1/2 Duzend an 20 pCt. Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co.,
Berlin C., Klosterstrasse 49,
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungs-
schwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich
gerne mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich
hiervon befreit wurde.
Vastor a. D. Kypke in Schreibersau
(Kiesengebirge). 2216



Alle gebraucht, Briefmark. kauft fortwährend (Prosp. gratis) G. Zechmeyer, Nürnberg.

Oster's Cheviotstoffe

genießen einen Weltruf, sind eleganter u. haltbarer als jeder andere Stoff. Man verlange im eigenen Interesse Muster moderner Herrenstoffe für seine Anzüge und Paletots in hell oder dunkel, direct von **Adolf Oster, Mörs a. Rhein.** 21 Tausende maßgebende Anerkennung aus den höchst. Kreisen; Garantie: Kostentlose Zurücknahme nicht conveniender Stoffe. Feinste Referenzen in fast jeder Stadt Deutschlands.